



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 3

Mittwoch, den 13. Hornungs 1929.

Nr. 3

1) Verlobungs- und Hochzeitsbräuche als Denkmale genossenschaftlichen Lebens.

Von Dr. Stuts-Köslin.

Schluß.

Senden wir uns nun der Hochzeit im engeren Sinne zu! Bei genauer Betrachtung löst sie sich in zwei Akte auf: die Heimführung der Braut in das Haus des Mannes und das Hochzeitsmahl mit Tanz.

Die Heimführung der Braut stellt den Vollzug des bei der Verlobung abgeschlossenen Kaufvertrages dar. Sie setzt sich aus zwei Szenen zusammen: 1. aus der Uebergabe der Braut und ihrer Aussteuer an den Bräutigam oder dessen Stellvertreter, 2. aus der eigentlichen Einführung in das Haus des Bräutigams, durch welche die Braut in die Hausgemeinschaft des Gatten eintritt; ein allen Germanen dafür gemeinsames Wort ist „Brautlauf“. Das Brautgeleit besteht aus einer männlichen und einer weiblichen Abteilung, die von einem Führer bezw. von einer Führerin geleitet werden, welche vor allen Dingen die Förmlichkeiten zu regeln haben.

Betrachten wir zunächst die Uebergabe der Braut und ihrer Aussteuer! Die letztere holt man meist einige Tage vor der Heimführung der Braut auf dem „Kistenwagen“. Der Führer fordert in formelhafter Weise von dem Brautvater die Herausgabe der Aussteuer. Dieser rückt nur zögernd damit heraus.

Unter ähnlichen alten Formeln erfolgt die Abforderung der Braut selbst durch den „Brauthäsker“ oder durch den Bräutigam. Dieser findet in manchen Gegenden gar die Tür verschlossen; erst nach vielem Hin- und Herreden öffnet man ihm diese und auch dann noch sucht man ihm unter mancherlei Vorwänden die Braut vorzuenthalten. Fast überall sträubt sich auch diese tüchtig, dem Bräutigam zu folgen, und der Abschied von dem Elternhaus wird ihr furchtbar schwer; es handelt sich ja um die Loslösung aus der alten Gemeinschaft, um einen „Trennungsbrauch“.

Ein weiterer Trennungsbrauch herrscht auf dem Wege vom Hause der Braut zu dem des Bräutigams. Die Junggesellen sperren den Weg mit einer Schnur, Girlande oder Stange und lassen das Brautpaar nur gegen ein Loslaufgeld passieren. Durch dieses wird die Braut von ihrer Altersklasse gelöst.

Vor der Tür des Hochzeithauses endlich läßt man mancherorts einen Verschwägerungsbrauch. Die Schwiegermutter begrüßt das Paar mit Brot und Salz, oder eine andere weibliche Verwandte des Bräutigams trinkt diesem zu und läßt ihn dann der Braut zutrinken.

Den Abschluß der Heimholung, des Brautlaufs, bildet das Betreten des neuen Heims durch die Braut. Bei dem ersten Schritt in die neue Wohnung muß man mancherlei Uebergangsbräuche üben. Insbesondere darf die Braut die Türschwelle, an der allerlei Zauber haftet, nicht berühren. Sie hüpfet daher hinüber oder läßt sich hinübertragen oder -schwingen.

Den letzten Akt der Hochzeitsfeierlichkeiten — er folgt jetzt meist auf die kirchliche Trauung — bildet das Hochzeitsmahl mit dem anschließenden Tanz. Früher feierte man meist drei Tage. Was

macht nun das Wesen dieses Festmahles aus? Die Verbung war ein privates Geschäft, die Verlobung eine Angelegenheit der Sippen; alle Gebräuche dabei waren auf die Familien beschränkt. Erst bei der Heimführung tritt die Braut in die Öffentlichkeit der Gemeinde; der Hochzeitstag ist daher von altersher ein Gemeindefest. Das vollstündliche Rechtssymbol der Öffentlichkeit einer geschlossenen

Heimat.

O Heimat, wir sind alle dein,
Wie weit und fremd wir gehen!
Du hast uns schon im Kinder Schlaf
Ins Blut hineingesehen.

Kein Weg ist, den wir heimlich nicht
Nach einem Heimweg fragen.
Wer ganz verlaufen,
Wird im Traum zu dir zurückgetragen.

Hans Heinrich Ehrler.

Ehe ist aber das gemeinsame Mahl. Geladen wird dazu die ganze Ortsgemeinde oder die Nachbarschaft. Wer die Einladung annimmt, stimmt damit der Erweiterung der Nachbarschaft zu. Das gemeinsame Mahl bringt den Schluß des neuen Bundes sinnbildlich zum Ausdruck; es ist das Rechtssymbol für die Aufnahme in den neuen sozialen Verband. Daher muß aus jedem Hause mindestens eine Person an der Feier teilnehmen. Auch die Kosten trug ursprünglich der Verband der Nachbarn. Jetzt ist diese Sitte meist auf eine Beisitzer eingeschränkt; die Gäste liefern allerlei Schwaren oder sie „opfern“ dem Brautpaar Geld, das nach dem Mahl in eine Schlüssel gelegt wird. Weil es sich bei dem Hochzeitsmahl um die symbolische Festlegung des Uebertritts der jungen Leute in die Altersklasse der Verheirateten handelt, wurden die ledigen Leute ursprünglich überhaupt nicht geladen, und auch jetzt sitzen sie noch vielfach getrennt von den Verheirateten und dürfen nur unter sich tanzen.

Daß es sich um eine Ueberführung in eine andere Altersklasse handelt, zeigt am deutlichsten die Tracht der Braut. Bei der Konfirmation tritt das Kind in die Altersklasse der ledigen Mädchen über und legt als Zeichen ihrer Zugehörigkeit zu der „Mädchenschaft“ deren Tracht, natürlich die Festtracht, an, die im wesentlichen mit der sogenannten Volkstracht übereinstimmt. Dabei kommt auch der Kranz ins Paar, der am Hochzeitstage zum letzten Mal getragen wird. Er hat jetzt vielfach die Gestalt der „Brautkrone“ oder des Myrthenkranzes angenommen. Gegen Schluß der Hochzeit nehmen verheiratete Frauen der Braut den Kranz, das Zeichen der Mädchenschaft, ab und segnen ihr dafür die

Hauhe, die Kopftracht der verheirateten Frau auf. Und von nun an heißt die Braut Frau. Diese muß darauf an manchen Stellen ein Geldgeschenk als Eintrittsgeld in den neuen Verband geben.

Wie steht es nun aber mit dem Bräutigam? Er trägt während der ganzen Dauer des Festes schon die Tracht der Männer: Hut und langen Rock — und in der Hand den Stod. Er muß also schon vorher in die neue Altersklasse aufgenommen sein. Das kann auf verschiedene Weise geschehen sein. Den klarsten Brauch findet man in Böhmen. Dort wird — genau so wie bei der bekannten Eintausche unserer Seelen — dem Bräutigam in komischer Weise der „Glaunfederbart“ abgerast, damit der „Männerhort“ wachsen kann. Zum Schluß muß er ein Trinkgeld geben. Das ganze Gebaren ist ein deutlicher „Hänselbrauch“, wie er bei der Aufnahme in eine Genossenschaft geübt wird. In Westfalen wird der Bräutigam vorprügelt. Immer handelt es sich um ein Quälen des Neulings und um das Bezahlen eines Eintrittsgeldes. — Als jüngstes Mitglied seines Verbandes gehört der frischgebackene Ehemann eigentlich nach altem Genossenschaftsbrauch auch nicht etwa auf den Ehrenplatz am Haupte der Festtafel, sondern sein Platz ist ganz unten. Ja, vielfach muß er sogar im Schweiße seines Angesichts mit bei der Bedienung der Gäste tätig sein.

Aus all diesen Sitten geht gewiß deutlich hervor, daß das Hochzeitsmahl in erster Linie ein Genossenschaftsmahl der Altersklasse der Verheirateten, bezw. der Nachbarschaft, ist.

Nun bleibt nur noch ein letztes zu erwähnen: die Tänze. Sie durchziehen die ganze Feier und bilden auch den Schluß. — Der Tanz ist der eigentliche Ausdruck der durch Bräuche gebundenen Festesfreude. Ein jeder muß — das gehört mit zu den Kennzeichen eines Volksfestes im Gegensatz zu einem Amüsament — jeder Teilnehmer muß das Fest mitmachen, miterleben. Der Tanz eben bringt dies Miterleben am deutlichsten zum Ausdruck. Er ist eine durchaus öffentliche Veranstaltung. Jetzt findet er ja vielfach auch in öffentlichen Wirtschaften statt. Noch im 18. Jahrhundert war es im Braunschweigischen Sitte, daß Hochzeits Tänze unter den großen Linden des Dorfsangers aufgeführt wurden. Auf dem geweihten Versammlungsplatz der Gemeinde also mußte die Braut tanzen; denn es handelte sich um eine Angelegenheit der Gemeinde.

Die Geschichte unserer Hochzeitsbräuche hat uns vielfach in die Vorzeit unseres Volkes geführt. Sie zeigt uns, daß die Träger unserer Sitten die genossenschaftlichen Verbände unseres Volkes sind. Die Wissenschaft behauptet, daß gerade unser deutsches Volk in hervorragender Weise zur Genossenschaftsbildung neigt, daß es gern sein Leben in genossenschaftlichen Formen sich abspielen läßt. Unsere vollstündliche Betrachtung hat dies gewiß bestätigt.

Von der ursprünglichen Fülle der rechtlichen und sozialen Bräuche ist schon manches geschwunden in-

folge der geschichtlichen Entwicklung, die andere gesellschaftliche Anschauungen zeitigt und andere Formen verlangt als die von den Vätern überlieferten. Und mancher alter Brauch, der entartet und roh geworden ist, der nicht mehr in die anders gearteten Verhältnisse hineinpaßt, wird auch hinfort noch untergehen. Mögen wir es bedauern oder nicht, diese geschichtliche Entwicklung können wir nicht aufhalten. — Mit tiefem Schmerz muß es aber jeden Freund unseres Volkstums erfüllen, wenn er sieht, wie eine gute, alte Sitte, die durch jahrhundertlange Ueberlieferung geheiligt ist, durch den baren Unverstand ausgerottet wird. Denn es gibt leider nur allzuviel Beispiele dafür, daß der Spott und Hohn oder gar das Schelten und Strafen mancher sogenannten „Gebildeten“, die unser deutsches Volkstum

nicht kennen und in seiner Eigenart nicht zu würdigen verstehen, daß das Treiben solcher Leute das Aussterben eines Brauches veranlaßt hat, der sinnreich und schön war, der niemand schadete, der dagegen dem Volke Freude machte und es vielleicht gar vor gefährlichen Abwegen bewahrte. Damit ist leider mancher Brauch zugrunde gerichtet, der den Zusammenhang mit dem Altertum festhielt, mit der Kulturperiode, in welcher der Baum unseres Volkstums wurzelt, aus der er ein gut Teil seiner Kraft zu ziehen hat. Da wollen wir es doch lieber mit unserem Ernst Moritz Arndt halten, der einmal gesagt hat: „Schene dich nicht, auch das zu schonen und zu schirmen, was viele Kluge Torheit, Vorurteil, Aberglaube schelten, wenn es nur Glaube, Liebe, Hoffnung auf Erden nährt und lebendig erhält.“

Auch dieser Schwan! wird, allerdings in etwas abweichender Form, in Meyers Holsteinschen Märchen und Schwänken (Nr. 105) erzählt. Da ist mal einst ein Mann gewesen, der hat vor Gericht gemußt, und da fragt ihn der Richter, wie er heiße. „Ich bin Seristibika ut Barissiseremba,“ sagte der Mann. „Solchen Namen hat ja der Teufel nicht!“ ruft da der Richter. „Nein,“ sagt der Mann, „der Teufel ist auch nicht von meiner Familie.“

Der wunderbare Name ist natürlich, wie auch andere drollige Wortumgestaltungen, als Zungenübung erfunden. Wir Kinder bemühten uns denn auch redlich, ihn nachzusprechen, was uns nicht recht gelingen wollte. Heute vermag ich ihn auch im Schlaf richtig und ohne Anstoß herzusagen.

3. Das seltsame Meisterstück.

R. Rosenow erzählt in seinen Schlawer Sagen Nr. 92, daß sich in der Kirche zu Grunpshagen früher ein kleines Botivschiff befunden habe, an das sich folgende Sage knüpfte: In dem Dorfe lebte vor mehr als 100 Jahren ein Zimmermann Michel Jatz, der selbständig arbeitete, auch Häuser baute, obwohl er keine Meisterprüfung abgelegt hatte. Das Gewerke der Maurer- und Zimmerleute in Rügenwalde war darüber sehr aufgebracht und verbot ihm dies; aber er lehnte sich nicht daran. Da rückte denn eines Tages die ganze Gilde geschlossen nach Grunpshagen aus und traf ihn auf seinem Hofe bei Zimmerarbeit. Der Ältermann redete ihn an und verbot ihm, ferner selbständig zu arbeiten. Jatz weigerte sich, dem Gebot zu folgen. Murrend drangen die Werkbrüder auf ihn ein, überall sah er drohende Mienen. Da ergriß er blickschnell sein breites Zimmermannsbeil. Blühend fuhr es durch die Luft und saufend in Balken hinein, auf den er den rechten Fuß gesetzt hatte, und zwar haarscharf in den kleinen Zwischenraum zwischen der ersten und zweiten Bohle. Lachend forderte er alle Meister auf, ihm das doch nachzumachen. Staunend bewunderten sie diese aus Zauberkraft grenzende Sicherheit, aber keiner fand den Mut, dem Beispiele zu folgen. Einstimmig wurde der Beschluß gefaßt, ihn auch ohne Meisterprüfung ins Gewerbe aufzunehmen. Michel Jatz hatte in seinen Mußestunden das Botivschiff geschnitten.

Die Geschichte von dem seltsamen Meisterstück ist offenbar als wirkliche Tatsache betrachtet worden, wie daraus hervorgeht, daß sie mit dem Namen einer bestimmten Persönlichkeit verknüpft ist. Doch handelt es sich nur um einen alten Handwerkschwank, der sich auch anderwärts vorfindet. So erzählt Meyer in seinen Märchen und Schwänken aus Holstein (Nr. 185) folgendes: Ein Uhrmacher und ein Zimmermann erzürnten sich einmal über ihr Handwerk; jeder von ihnen sagte, er könne die feinste Ar-

2) Kleine Beiträge zur pommerischen Volkskunde.

Von Professor D. Knoop.

1. Giff dem Junge de Fiedel nich.

In meinen plattdeutschen Sprichwörtern und Redensarten aus Hinterpommern (Posen 1890) habe ich unter Nr. 404 ein Verschen mitgeteilt, das in meiner Jugendzeit in meinem Heimatdorfe Karzin im Kreise Stolz sehr bekannt war. Es lautete:

Säb' it' nich, jäb' it' nich,
giff dem Junge de Fiedel nich!

Man gebrauchte es, wenn ein Kind etwas, was es forttragen oder fortstellen sollte, z. B. einen Teller, eine Schüssel, hinfallen ließ und zerschlug. Woher das Verschen aber ist geblieben.

Erst kürzlich kamen mir die Plattdeutschen Volksmärchen und Schwänke aus Holstein von Gustav Friedr. Meyer (Neumünster 1925) in die Hände, und hier fand ich zu meiner Ueberraschung mein altes hinterpommersches Verschen wieder. Es steht in einem Märchen (Nr. 42), das zu der Gruppe vom „Juden im Dorn“ gehört. In der holsteinschen Fassung ist es ein filziger Bauer, der im Dornbusch tanzen muß. Der junge Burche, der von dem alten Männchen die Zaubergeige bekommen hat, wird nun bei Gericht verklagt und zum Galgen verurteilt. Der Bauer wohnt der Hinrichtung bei. Der Junge erbittet sich als letzte Gnade die Erlaubnis, noch einmal auf seiner Fiedel zu spielen. Die wird ihm

auch gewährt, trotzdem der Bauer schreit, man solle ihn nicht spielen lassen. Er weiß ja, was los ist. Und nun bindet er sich mit einer eisernen Kette an einem großen Block fest. Da erschallt die Fiedel, und alles muß tanzen; der Bauer muß mit dem großen Block los, damit tanzt er wie unklug, und dazwischen blökt er wie so 'n Verrückter:

„Sä it' nich, jä it' nich,
do dem Jung' de Fiedel nich!“

In Hinterpommern ist das Märchen vergessen, das Verschen aber ist geblieben.

2. Der Mann mit dem wunderbaren Namen.

Mein Vater pflegte uns Kindern gern die folgende Geschichte zu erzählen: Nach Berlin kam einst ein ausländischer Edelmann, der einen gar wunderbaren Namen hatte, so daß ihn die Berliner nicht bekakten konnten. Der Edelmann kam auch in das Schloß des Königs, und bei der Vorstellung fragte ihn der Alte Fritz, der den Namen ebenfalls nicht behalten hatte, wie er heiße. Der Edelmann erwiderte: „Majestät, ich heiße Zirrizarizlorumbareizaremba.“ Verwundert über den Namen rief der König: „Alle Wetter, so heißt ja der Teufel nicht!“ Und schlagfertig antwortete der Edelmann: „Ja, Majestät, der gehört auch nicht zu meiner Verwandtschaft.“

das Männlein mit einer Rute. Dafür sollte er aber böse bestraft werden. Als die Mannschaft einmal in einem fremden Hafen an Land gegangen und in einer Wirtshaus eingelehrt war, vermischte man bei der Heimkehr den Schiffsjungen. Am andern Morgen fand man seine Leiche auf dem Hofe der Wirtshaus; der Böse hatte ihn geholt. — Aber auch für den Schiffer war seine Zeit gekommen. Als das Schiff auf der Heimfahrt vor Helsingör kam, erschien plötzlich der Teufel an Bord. „Weißt du auch,“ sagte er zu dem Kapitän, „daß ich dich jetzt holen muß?“ Der Kapitän erwiderte: „Weißt du auch, daß du vorher deine Probe bestehen mußt?“ Der Teufel befaß sich auf die eingegangene Bedingung. Da ließ der Kapitän den Madelspieler (d. i. ein eiserner Dorn zum Splissen der Taue) glühend machen. Den gab er dem Höllensfürsten in die Hand und dazu zwei Pferdehaare und trug ihm auf, dieselben miteinander zu versplissen. Das brachte der Teufel natürlich nicht fertig; mit einem graufigen Fluch setzte er über Bord und riß den Anker mit sich in die Tiefe. Und seit der Zeit heißt es in der Seemannssprache: „Vor Helsingör liegt der Teufel vor.“

Die beiden zuletzt angeführten Sagen sind jüngere und neuere Formen der Klabautermanssagen. Denn das ist eine natürliche Entwicklung der einheimischen Volkssage, daß „mit der Zeit die aus dem Heidenum überkommenen göttlichen Wesen samt und sonders in der Person des Teufels aufgehen und daß wir mithin zuletzt fast nur noch Teufelsagen besitzen werden.“

Zum Schluß möchte ich noch darauf hingewiesen, daß es bis vor wenigen Jahrzehnten in Neumünster und auf Rügen ein Pfänderspiel gegeben hat, das den Namen „Klabatern“ oder „Klabatersmann“ führte. Dieses bei der Jugend einst sehr beliebte Spiel wurde folgendermaßen gespielt. Der, dessen Pfand aufgerufen ist, geht hinaus, klopft an die Tür und spricht: „Holla, holla, hedal!“ Von innen wird gefragt: „Wer ist da?“ Antwort: „Klabatersmann.“ Frage: „Was will er?“ — Antwort: „Klabatern.“ Frage: „Mit wem?“ Der Gefragte nennt darauf den Namen einer der anwesenden Personen, und zwar bezeichnet der Jüngling stets eine weibliche Person, mit der er Klabatern will, und umgekehrt. Die bezeichnete Person begibt sich nun gleichfalls vor die Tür, klopft den Klabatersmann, der sie aufgerufen hat, und übernimmt dann ihrerseits die Rolle des Klabaternmanns. Das Spiel wird in derselben Weise, durch Anklopfen, Fragen und Antworten so lange wiederholt, bis alle Anwesenden draußen sind.

Dieses Pfänderspiel hat also, wie wir sehen, mit dem Schiffsgeist Klabautermann nichts zu tun; nur der Name ist beiden gemeinsam. Der Klabatersmann des Pfänderspiels scheint seinen Namen auch nur daher bekommen zu haben, weil er sich durch (starkes) Klopfen gegen die Tür bemerkbar macht. Dabei ist aber nicht ausgeschlossen, daß den Teilnehmern am Pfänderspiel in älterer Zeit der Gedanke vorgeschwebt hat, als spiele der Klabatersmann die Rolle eines Poltergeistes, der ein Menschenkind zu sich herauslockt, um es zu küssen.

Der Klabautermann.

Von Prof. Dr. A. Haas.

(Schluß.)

Auch in Swinemünde ist die Auffassung, daß der Klabautermann mit dem Teufel identisch sei, heimisch. Das ergibt sich aus der folgenden Sage, die Schönege in Pomm. Heimat IX S. 4 mitgeteilt hat.

Zu den Freimaurern, die mit dem Teufel im Bunde stehen sollen, gehören auch viele Schiffer. Kommen die nun in einen fremden Hafen, so haben sie alsbald neue Ladung, sobald die alte gelöscht ist, während andere Schiffer lange liegen und warten müssen. Solch ein Kapitän hat stets einen Klabautermann an Bord, der die Schiffsbesatzung überwacht. — Einst ließ sich ein Matrose aus Swinemünde auf einem neuen Schiffe anmustern. Er wunderte sich darüber, daß der Schiffsjunge zu allen Mahlzeiten einen Teller mehr aufsetzen mußte, als Leute an Bord waren, und der Schiffsjunge ärgerte sich jedesmal über die Mehrarbeit, die er beim Abwaschen hatte. Eines Nachts, als der Kapitän Wache hatte und der Matrose am Steuerruder stand, zeigte ihm der erstere die silberne Maurerkelle. Als der Matrose bald darauf wieder des Nachts das Steuer zu führen hatte, sah er plötzlich neben sich ein Männlein, das kaum anderthalb Fuß hoch war. Der Matrose sprach zu ihm: „Gah hier weg! Wat steht du mit im Weg!“ Darauf verschwand das Männlein. — Ging der Schiffer im Hafen von Bord, so folgte ihm der Klabautermann auf dem Fuße. Dann machte sich der Schiffsjunge hinterher und neckte

beit machen. Da sie sich nun nicht einig werden konnten, so machten sie ab, den Rapselvogt um eine Entscheidung anzufragen. Der Uhrmacher nahm seine beste Uhr mit und begann zu prahlen, was das für eine feine Arbeit sei; da sollte der Zimmermann nur seine Hände fortlassen. Der Zimmermann hatte seine große Art und ein Stück Eichenholz mitgebracht; er zog sich barfuß aus und setzte seinen Fuß auf das Stück Holz; dann nahm er die Art und haute zwischen den bloßen Beinen hindurch lauter Kerben in das Holz hinein. „Läßt sich das nachmachen?“ fragte er dann den Rapselvogt. Der muß ihm recht geben, und der Uhrmacher hat nichts dazu sagen gekonnt.

Friedrich II. als Kronprinz und der pomm. Feldmarschall v. Grumbkow.

(Erinnerung an Friedrichs Geburtstag,
24. Januar 1712.)

Ueber die Art, wie der große Friedrich, der Kolonisator Pommerns, mit dem Staatsminister von Grumbkow verkehrte, besonders als Kronprinz in seiner Rheinsberger Zeit, ist in Grumbkows pommerscher Heimat wenig bekannt. Den meisten eingeborenen Köslinern ist es auch unbekannt, daß Grumbkow vorfing, sich selbst auf dem Kösliner Standbilde des Soldatenkönigs, des Erretters aus dem großen Brandunglüd i. J. 1718 auf dem Marktplatz, ein Denkmal zu setzen, freilich kein sehr rühmliches. Er ließ ausdrücklich in der Inschrift vermerken, daß die Errichtung des Denkmals auf seine Veranlassung geschehen sei. Die sich darin kund tuende Eitelkeit erweckt bei der Nachwelt nur Lächeln und lustigen Spott. Der Kundige weiß doch, daß die Dankbarkeit, die sich in der Errichtung des Standbildes aussprach, und die dafür gesammelten Mittel, dem Rate und der Bürgerschaft gut zu schreiben waren. Wenn also der Staatsminister vollständig werden und bleiben wollte, so hatte er durch die Wahl einer lateinischen Inschrift einen ganz falschen Weg gewählt. Freilich auch für seinen Herrn, der bei ganz gebildeten Leuten heute noch bald „der große Kurfürst“, bald „der alte Fritz“ betitelt wird.

Einen Einblick in Grumbkows Verhalten dem zukünftigen Könige gegenüber (1740 starb der Soldatenkönig), gibt auch der kleine Vorfall am Schlusse nachstehenden Berichts.

Friedrich Wilhelm von Grumbkow (1678 bis 1739) war sonst ein tapferer Soldat, der die Würde (Feldmarschalls*) erwiehte, zugleich auch ein kenntnisreicher, aber räkelvoller Staatsmann. Zur Zeit seines Briefwechsels mit Friedrich besaß er das ganze Vertrauen Friedrich Wilhelms I. Daher rührt die Zurückhaltung und Vorsicht, die man in den Briefen Friedrichs bemerken kann; im übrigen antwortete ihm Grumbkow zur Vollendung seiner politischen Erziehung, indem er sich durch ihn über die Vorgänge im europäischen Staatensystem unterrichten ließ. So tritt die politisch-militärische Haltung des künftigen Königs nirgends so deutlich hervor wie hier. — 1736 war Grumbkow mit dem König in Rheinsberg. Ueber eine charakteristische Szene dort berichtet C. F. Freiherr von Bülow in seinen Memoiren:

Als der König einmal diesen Sommer beim Kronprinzen speisete und bey sehr guter Laune zu seyn schien, wollte der Herr von Grumbkow die Gelegenheit wahrnehmen, um sich beim Kronprinzen wieder einzuschmeicheln, mit dem er eben nicht auf dem besten Fuße stand, und dessen Gnade er doch so gern wieder zu besitzen wünschte. Er fing also an, die vortreffliche Mahlzeit, die er dem Könige gab, zu loben, und setzte scherzend hinzu, er dürfe wohl nicht viel dergleichen köstliche Mäßer bereiten, weil sonst seine Finanzen sich nicht wohl dabey befinden mögten. Der König fragte hierauf seinen Sohn, ob er Schulden habe, und wie hoch sie sich belaufen. Der Prinz wagte nicht, über 40 000 Thaler anzugeben. Der König sagte hierauf, er wolle sie bezahlen. Der Herr von Grumbkow fragte den König, ob das eine Vermehrung der jährlichen Pension des Kronprinzen seyn sollte; allein Friedrich Wilhelm antwortete nicht darauf; sondern schickte seinem Sohne den folgenden Tag 40 000 Thaler. M. L. B.

*) In Köslin und Kolberg stand damals das „Regiment von Grumbkow.“

Die schöne Neumark.

In eiliger Fahrt durchheißt der Kraftwagen weite Strecken der „landigen Mark“. Ja, es ist nicht zu streiten, hier ist sie sandig und arm. Dürftige Nadelwälder rechts und links der Chaussee, in denen heiß und stidig die Mittagsglut lastet. Hin und wieder dazwischen tote, abgestorbene Bäume mit rötlichen Nadeln. Dazwischen schreien gelbblühende Rapsfelder um Beachtung und Roggenfelder, so armselig im Wuchs, daß man meint, es sei Hafer. — Unablässig singt der Motor sein gleichmäßiges Lied, weiter — weiter. — Langsam wird es fruchtbarer, landschaftlich schöner. Müllrose — weite blaue Wasserflächen, grüne Wälder dahinter. — Frankfurt a. O. — langsam gleitet der Wagen vorsichtig durch die durch Ausbesserungsarbeiten verengte Einfahrtsstraße. Ah, jetzt geht es besser. Das also ist Frankfurt, das alte, befestigte Frankfurt. Freundlich schaut es aus und großstädtisch modernisiert. Freundliche Anlagen und kolossale Geschäftspaläste wechseln mit Bauten aus älterer Zeit. Schade, daß man nicht aussteigen kann, sicher wäre viel Interessantes zu sehen. — Doch weiter, Richtung Cüstrin. Wieder das übliche Vorstadtbild — Siedlungshäuser, Gärten, Fabriken — dann ist man auf einer erstaunlich guten, hochgelegenen Chaussee, die einen wunderschönen Blick i. die schöne Mark, weit in die Neumark hinein, gestattet. Wie auf einem Hochrücken fährt man dahin. Sonnenglast über lieblicher Weite. Obstbäume säumen die Chaussee und zwischen dufendem gelbblühenden Klee und wildem Thymian wiegen sich blaue Glockenblumen im Straßengraben. — Weit — weit schweift das Auge über hügeliges, blühendes Land — sanft und lieblich. Hinten in unendlicher Ferne schließt eine märchenblaue Walderwand die Welt ab. Viehliche Mark! Dunkelgrüne Wälder und gelbe reife Kornbreiten. Still und verträumt liegt ein grüner Weiher mit weißen Wasserrosen, schön und stimmungsvoll. — Rastlos hämmert der Motor — Dörfer fliegen vorüber, breit hingelagert mit zwiebelkirmigen Kirchen. — Windmühlen stehen still und malerisch abseits der Straße auf einsamen Hügeln. — Bald muß doch Cüstrin erreicht sein! Da, eine schier brüste Biegung der Straße — Cüstrin. Fast unmotiviert sieht man sich plötzlich vor der großen Oberbrücke. Die Ober, stark verandert, fließt sommerlich wasserarm dahin. Dahinter freudloses Gemäuer, die Festung — Erst heute früh noch das schlichte Jorndorfsdenkmal, der einsame Stein mitten im märkischen Land, — das war Friedrich — der König. Hier in Cüstrin ist Friedrich der Mensch, der einen so stark packt. Gewaltig drängt sich das geschichtliche, historische Moment auf bei dieser Fahrt durch die schöne Mark. „Auf Friedrichs Spuren“ denkt man, während man durch die düster-beengende Straße zum Markt schreitet. Ach Gott, der Markt

von Cüstrin! Das ist etwas so Hübsches, so Freundliches, und doch etwas „geschichtlich in sich Geseftigtes“ möchte man sagen. Adrett stehen die Häuser, hübsch geordnet mit Blumenbrettern an den Fenstern. Sauber und behaglich und doch in preussischer Akurateffe.

Dann das Schloß. Ueber einen Platz mit alten, straff militärisch ausgerichteten Bäumen wie alte Feldweibel geht man hinter der hübschen jungen Frau her, die die Führung übernommen hat. — Eine schlichte eiserne Tafel am Eingang kündigt, daß Friedrich — der große Friedrich — hier den größten Teil seiner Jugend in Strenge und Abgeschiedenheit verbrachte. Feierlich ist es, trotz des so nüchternen äußeren Anblicks. Ein Teil — der beste Teil lebendig gewordener preussischer Geschichte — das ist Cüstrin.

Das, was noch museumsartig aufbewahrt wird im Cüstriner Schloß aus Friedrichs Zeit, ist wenig und karg, so karg, wie wohl seine ganze Lebensführung, wie seine Jugend gewesen sein mag, hier in diesen schlichten Mauern. Aber sein Geist ist es, der noch durch die Räume weht. Das, was man aus staubigen Schulbüchern einst aus Friedrichs Cüstriner Zeit lernte, war toter Buchstabe. Hier ist es lebendig, ist Fleisch und Blut, gewinnt Leben und Bedeutung. Wie menschlich nahe kommt man hier Friedrich, dem großen König, dem großen Menschen. —

Verlassen fährt man weiter, noch hält der Bauer Cüstrins Herz und Gedanken in längst verklungenen Zeiten fest. Doch unermüdet trägt der brave Motor seine Last weiter und weiter. — Wieder Dörfer und Flecken, die Vegetation wird zusehends reicher und üppiger. — Soldin — man schnuppert in der Luft, nein es riecht nicht nach den berühmten Soldiner Räschen. Aber ein herziges Städtchen ist es. Die echte verträumte Kleinstadt, für die ich stets soviel Liebe übrig habe, weil sie so geruchsam ist, so ohne Hast. Ein „Märktchen“ mit wunderschönen uralten Bäumen ist in Soldin, auf dem man sich heimlich nach einer alten Postkutsche umschaut, weil hier das richtige Milieu für sie wäre. — Kaffeestation im wundernetten Kaffeegarten, in dem unermüdet ein Reiter seinen feinen Springbrunnen-Wasserstrahl in die Luft stäubt. —

Wieder Aufbruch und weiter geht es durch die schöne reiche Neumark in das noch reichere Weizackerland. Stetig und stetig wird der Acker schwerer. Nun sieht man fast nur noch Weizenfelder, so hoch, wie sonst kaum Roggen steht. Und als die Sonne leise gen Westen sinkt, vergolden ihre letzten Strahlen noch gerade die Türme und Dächer von Pyritz — der behäbigen, schönen Weizackerstadt. . .

Eva Wiffert.

Die modische Ostgermanin vor zweieinhalb Jahrtausenden.

Von Dr. F. Holter-Schneidemühl.

Man wird meinen, in jenen Tagen könne es sich doch höchstens darum gehandelt haben, zu überlegen, ob Diber- oder Nerzbesatz zum Fellüberwurf für den Winter zu wählen sei. Denn 500 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung sei man doch sicher noch im Fellbehang herumgelaufen. Nun, es mag sein, daß die Wagnerschen „Theater-“ und die bärenhäutigen „Schulwandtafel-Germanen“ nicht so leicht auszurotten sind — aber sehen wir einmal, wie es um jene stand. Aengstlichen Gemütern kann verraten werden, daß auf dem Gebiete der Frauenmode einschließlich der jüngsten amerikanischen Erzeugnisse, des Lippenstiftes und des Schminktöschens, der Sataurierung und Hautmalerei, alles in viel viel früheren Zeiten schon dagewesen ist. Ein koshafter Mensch könnte sagen „Und wenn man nicht mehr weiter kann, dann fängt man wieder von vorne an“.

Wir entnehmen die Art der Kleidung und des Schmuckes „von Kopf zu Füßen“ den in ganz Pommern verbreiteten Gesichtsurkunden und für die Fußbekleidung einem verwandten Fund der

Steinzeitkultur Mitteldeutschlands. Stellen wir uns also vor, in einer Modenschau erschiene unter anderem auch eine Figur aus unserer engeren Heimat im Stile um 500 vor Christi Geburt.

Den Kopf bedeckt ein flacher Glockenhut mit allseits aufgeschlagener Krempe, etwa so wie die heutigen Leinenkappis der amerikanischen Marine oder auch eine Haube im Sinne der heutigen Bastenmüge. Beide Arten sind oft oben in der Mitte mit herabhängenden Trödeln verziert, häufig auch über die Glocke hinweg und auf dem Rand mit reichem Band- oder Stickerbesatz versehen, der lineare Muster darstellt. Im Ganzen gewinnen wir den Eindruck einer schlichten, harmonischen und zweckmäßigen Kopfbedeckung.

Reichen Schmuck verwandte man damals auf das Ohr. Ganze Behänge, die nur noch von denen einer modernen Revue- oder Glimdiva übertroffen werden können, mußte der oft mehrmals durchlochte Ohrrand tragen können. Drei bis vier bronzene Ringe, an denen bis kirchgroße Bommeln aus dem

selben Material oder einfache blaue Glas- bezw. Bernsteinperlen oder gar aus den Mittelmeerländern eingeführte Kaurischnecken hingen. Die Ringe waren manchmal in sich zierlich gedreht, hier und da auch mit kleinen Ketten, die von ihnen herabhängten, geschmückt.

Den Hals und seinen Ansatz umschloß ein Ringhalskragen von mehreren, den natürlichen Formen angepaßten, fein verzierten Reifen, die auf dem Rücken von einem Stoffschloß zusammengehalten wurden. Das bedingte wohl oft eine etwas steife, förmliche Kopfhaltung — aber . . . was ertrug nicht noch alles vor gar nicht so langer Zeit eine Dame, um „modern“ zu sein. Das Kleid oder Gewand nähert sich dem Ideal des „Reform-Kleides“. Es hatte nur Schlitze für die Arme, einen mäßigen Halsausschnitt, sonst fiel es ohne Beengung fließend über den Körper hinab. Sicherlich nicht „kniefrei“. Denn diese Mode ist nur bei den Bast- und Blätterröcken Inner-Afrikas und im heutigen Europa zu finden. Den Rand des Halsausschnittes begleitete eine Borde oder Kante mit reichem Dekor. Sonst läßt sich bis auf Troddeln auf dem Rücken keinerlei weitere ermitteln. Also wir sehen ein einfaches und schmod wirkendes Kleidungsstück. Es sei ausdrücklich vermerkt, daß auf sicher zu erkennenden Frauenurnen noch niemals eine Gürteldarstellung gefunden wurde, die auf den Männerurnen die Regel ist. Zum besseren Hineinschlüpfen beim Anziehen hatte das Kleid vorn einen senkrechten Brustschlit, wie die heutigen Blusen — der durch seine Schmucknadeln zusammengefügt wurde. Diese Nadeln hatten einen schwanenhals- oder kropfförmig gebogenen Schaft und eine meist hohlspiegelförmig gestaltete Scheibe als Kopf. Um das Nadelende wurde zumeist eine Schnur mit herabhängenden Troddeln geflungen, die das Herausrutschen der Nadeln verhindern sollte.

Eine Manschette von mehreren glatten, verzierten oder gedrehten Armringen schmiegte sich um das Handgelenk.

Den Fuß bekleidete eine Sandale, aus einer einfachen derben Ledersohle mit feinem Schnür- und Lebergeflecht über Zehen und Spann. Ueber den Knöcheln wurden diese Sandalen mit einer Schnur oder einem Bande festgeschnürt. Vom Haden stieg zu diesem Band eine weitere Halteschnur auf. Die eben beschriebene Sandalenart ist uns mit allen Einzelheiten auf einem sogenannten „Stiefelgefäß“ der Steinzeitgräber Mitteldeutschlands dargestellt.

Wir sehen so eine modische Frauengestalt aus der frühen Eisenzeit vor zweieinhalb Jahrtausenden, die

unter uns heute zwar etwas bestrebend — niemals aber als unpolierte „Wilde“ oder „Barbarin“ wirken würde. Eine Frau, die geschmackvoller und schicklicher angezogen ist als manches mondäne „Gir“, das nach dem „dernier cri“ aus Paris oder Newyork verunstaltet herumläuft.

Zuwendungen für das Rösliner Heimatmuseum.

15. 1 preussische Silbermünze von 1777 (1/2 Thal.). Von Herrn Albert Gomoll-Jamund.

16. 1 gebundenes Exemplar von „Unsere Heimat“, Jahrgang 1928. Von E. G. Hendes G. m. b. H., Verlag, Röslin.

17. 1 in der Nähe von Bahnhof Schüben im Erdreich gefundenes starkes gekrümmtes Horn, das von der Landesgeologischen Anstalt Berlin als ein mehrere Jahrhunderte altes, besonders starkes Ziegenbockshorn bestimmt wurde. Von Herrn Oberinspektor Mielke-Wisbühr.

18/21. 1 Schreibzeug aus weißem Porzellan mit Goldverzierung (ca. 1840): 1 Ansicht des Rösliner Marktplatzes um 1840; verschiedene von dem ehemaligen Gesangslehrer Herrn Menzel(-)Röslin gemalte Ansichten; ein gerahmter farbiger Druck des Einzugs der Verbündeten 1815 in Paris. Von Frä. Käthe und Sophie Menzel-Röslin.

22. 1 von H. Spitzer geschriebenes Bild Kaiser Wilhelms I. Von Herrn Schlossermeister Herrmann-Röslin.

23/24. Urnenscherben und bearbeitete Feuersteinsplittter, gefunden auf dem Bogaberg (Bergenberg)

Dörsehtlin. Von Herrn Komrektor L. A. Kutzrodt-Röslin.

25/30. 4 geschriebene Patentbriefe von 1820, 1832 und 1844 aus Gießen und Neuenhagen; 1 Ehrenzettel für die Schillerin Anna Peglow vom 23. 3. 1826; verschiedene Urkunden und Briefe von 1804 bis 1820. Von Herrn Landwirt Wilhelm Redmann-Güdenhagen.

31. 1 alter Quartbriefbogen mit 11 Rösliner Ansichten, aus dem Verlag August Schulz-Coeslin. Von Frau Elisabeth Grabowsky-Röslin.

32/33. 20 alte Lithographien pommerischer Ortschaften aus der Zeit um 1830, darunter Coeslin von der Morgenseite, Cammin von der Seeseite, Burg-rüne Draheim, Labes, Treptow, Polzin, Plathe usw. (Hergestellt vom Verlag E. G. Hendes.) Von Frä. Marie-Luise Barz-Röslin.

34. 1 allgem. Schlüssel z. Baaren- und Producenten-Runde von Karl Courtin 1837. Von Herrn Schlossermeister Röhne-Buchwaldsiedlung.

35/37. 1 steinzeitliche Streitaxt oder Hade aus Hirschhorn, gefunden am Strande zwischen Nest und Deep; 2 alte Jamunder Deckelkrüge aus Steingut. Von Herrn Tapezierer F. W. Schönke-Röslin.

Allen freundlichen Spendern sagen wir nochmals herzlichsten Dank! Wir wiederholen unsere Bitte um Zuwendung von Geräten ehemaligen ländlichen Hausfleißes, also solchen, die beim Spinnen, Weben, Buttern usw. gebraucht wurden. Für unsere geschichtliche Sammlung ist uns auch die Zuwendung, oder wenigstens Meldung der scheinbar geringsten Fundstücke wichtig zur Aufklärung der vorgeschichtlichen germanischen Besiedlung unserer Heimat.

Dr. Schulz.

Heimatbücherei.

Sprachgrenzen im pommerischen Plattdeutschen.

Von Geh. Studienrat Dr. Robert Holsten, mit einer Karte. Hermann Eichblatt, Verlag, Leipzig 1928. 73 S. 8°.

Der Verfasser hat sich bereits in seiner Stellung als Direktor des Pyritzer Gymnasiums mit volkswissenschaftlichen Studien befaßt und unter anderem in dem Oster-Programm seines ehemaligen Gymnasiums von 1913 als Ergebnis einer Rundfrage bei Schülern, Lehrern und Geistlichen über einige Bezeichnungen für Storch, Ameise, Regenwurm, Ziebrunnen und Marienwürmchen in den verschiedenen Gegenden Pommerns bestimmte Sprachgrenzen in

unserer Provinz festgestellt. Unabhängig von diesen Studien hat dann der Rostocker Universitätsprofessor Dr. Leuchert sich in der Kriegszeit mit dem pommerischen Plattdeutsch befaßt und eine erste Uebersicht des Gewonnenen unter dem Titel „Von Pommerns Mundarten“ in unserer Heimatbeilage 1926, Nr. 13 und 14 veröffentlicht, die die von Holsten festgestellten Sprachgrenzen bestätigt. Eine Fortsetzung und Ergänzung jener ersten Untersuchung brachte dann Dr. Leuchert in seinem in Straßburg gehaltenen Vortrag „Die Siedlungs- und Sprachgeschichte des Gebietes östlich der unteren Oder“, der uns freundlichst ebenfalls zum Abdruck (Unsere Heimat 1928, Nr. 13 und 14) zur Verfügung gestellt wurde, sowie in seinen „Dialektgeographischen Forschungen östlich der unteren Oder“ (Theutonika, Zeitschr. f. dt. Dialektforschung und Sprachgeschichte 1928, Heft 2 bis 4). Diese Veröffentlichungen haben nun wohl auch Geheimrat Holsten veranlaßt, noch einmal die Ergebnisse seiner Forschungen eingehend niederzuschreiben und in obigem Bändchen zu veröffentlichen. Der Verfasser hat seine früheren rein sprachlichen Untersuchungen jetzt durch kulturgeschichtliche über Rechtsverhältnisse, Bauart der Kirchen und Bauernhäuser, Bespannungsart der Aderwagen, Vorkommen von Gilden, Osterstiepen, Heißweden in Milch usw., schließlich staats- und erdgeschichtliche Untersuchungen ergänzt.

Wir wünschen dem Büchlein des bekannten Weizsäckerforschers, der jetzt im Auftrage der Historischen Kommission der Provinz Pommern auch die Flurnamen der Provinz sammelt, weiteste Verbreitung, besonders auch in den Kreisen der Lehrerschaft, der es nicht nur wertvolle Anregungen für heimatkundliche Betrachtungen im Unterricht, sondern auch für eigene volkswissenschaftliche Untersuchungen bietet.

Dr. Schulz.

Am Sagenborn. Die schönsten pommerischen Sagen für Schule und Haus. Ausgewählt von Georg Pommer. 152 S. Verlag von Julius Belz, Langensalza.

Diese in der Buchreihe „Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur“ erschienene Sammlung bringt aus dem reichen Quell pommerischer Veröffentlichungen die schönsten, besonders auch für die Jugend geeigneten Sagen in teilweise zwar überarbeiteter, aber den Charakter der Volkslage durchaus wahren Form und schafft damit erstmalig eine pommerische Sagensammlung, die in ihrer Art im kleinen der Bestkneischen Ausgabe von Rindermarken zur Seite gestellt werden kann.

Plattdeutsche Reime.

1.
Gaiw Gümke, kumm wöere
Met dine Zuldferre,
Met dine Zuldstroaf,
Beschien us all moall

2.
Ik un du un dei,
Dat sünn use drei.
Schöepe (Schäfer) met sin Wiew,
Dat sünn use fiew.

3.
Fiedel, fiedel Pumpestein,
Gest min Brut nich sitte sein? —
Sei sitt hinne Disch
Un ät witt Fisch.

4.
Rög' um, rög' um!
Dei Jellitt brennt an,
Dei Schiedriwer schlöppt so lang.

5.
Trump uppe Disch!
Mutte kookt Fisch,
Boata will äte,
Ratt hätt man schäte.

6.
Poline, Polone,
Wat moate dei Hoahne?

Sei sitte upm Dack
Un flide sit' Jock.

7.
Hans, wenn du wißt,
Kumm dawling werrel
Bring 't Fiedel mit, bring 't Fiedel mit,
Strick eine suwet Berre.

8.
Alle Dö(r)ppe Dinge,
Schiet schuch ewre Finge;
Choat inne Kochche,
Sükt schuch Kochche;
Schmet 's inne Rätel,
Frät 's mi 'm Rappell

9.
Plümmel vom Vann,
Foot Stadtmäles nich an!

10.
A, B, C,
Ratt letp inne Schnee.
As rinne jüing, här 's schwatt Hofe an;
As 't rute kamm, här 's witt Hofe an.

11.
Johann, spann an,
Drei Ratte vore Woache,
Drei Roaten vewrat,
So jest noare Brut.

(Mitgeteilt aus Jarn.)